

Kampf um Rechte oder Kulturverlust und Entwurzelung : die Mapuche in Chile

Autor(en): **Krüger, Antje**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **105 (2011)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-390264>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kampf um Rechte oder Kulturverlust und Entwurzelung

Die Mapuche in Chile

Die indigenen Bewohner auf dem lateinamerikanischen Kontinent kämpfen seit Jahrzehnten um ihre Rechte. Noch immer treten die Zentralregierungen oft unabhängig von ihrer politischen Orientierung wie Kolonialherren auf. Einer breiten Öffentlichkeit bekannt sind die Kämpfe der Indigenas in Mexiko und Bolivien. Ein weniger bekanntes Beispiel ist der Kampf der Mapuche in Chile. Die aktuellen Auseinandersetzungen zwischen chilenischer Regierung und Mapuche in Südchile sind mehr als nur ein Landkonflikt.

Laut Konvention 169 der Internationalen Arbeitsorganisation, die 1991 in Genf in Kraft trat und von Chile 2008 ratifiziert wurde, müssen nach Artikel 6 die Mapuche um Erlaubnis gefragt werden, «wann immer gesetzgeberische oder administrative Massnahmen, die sie unmittelbar berühren können, erwogen werden». So das Gesetz, das aber nicht umgesetzt wird.

«Wir sollen verschlossen und radikal sein», lacht Elena Quirúa, schiebt einen Teller mit Spiegelei über den Küchentisch und stellt selbstgebackenes Brot dazu. Eleonora Quirúa wohnt in Makewe, einem Mapuchegebiet in Chile, das aufgrund seiner Proteste gegen einen internationalen Flughafen nahe der Stadt Temuco in die Medien kam. 95% der EinwohnerInnen von Makewe sind Mapuche, die UreinwohnerInnen dieser Gegend. «Klar gibt es bei uns auch einige, die radikal unser Land zurück fordern. Aber das sind die wenigsten», sagt Eleonora. «In unserer Weltsicht steht Respekt ganz oben. Für uns ist alles in einer Einheit miteinander verbunden, die Erde, die Natur und alle Menschen. Wer das wirklich verinnerlicht hat, kann gar nicht verschlossen sein», erklärt die junge Frau, während ihre fünfjährige Tochter neugierig den Gast mustert.

Über 600 000 Mapuche leben heute noch in Chile. Das Volk hatte sich lange jeglicher Eroberung widersetzt, ob durch die Inka oder die Spanier. Erst vor etwas mehr als hundert Jahren begann ihre Winkisierung, wie sie es nennen. «Winka, das seid ihr für uns, die Nicht-mapuche», erklärt Eleonora. Die Erinnerung an die Niederlage ist im Vergleich zu anderen indigenen Völkern Südamerikas noch sehr frisch. Ein Jahrhundert, das sind nur drei Generationen. Der Zerfall, der seit der Winkisierung folgte, ist fast total. Die Mapuche weisen heute die höchste Armutsrate innerhalb der chilenischen Bevölkerung auf. Der Zwang, chilenische Schulen, Kirchen und Hospitäler zu besuchen, zerstörte das gesamte Wertesystem der Mapuche und stempelte es als minderwertig ab. Die Fremdnutzung ihres Landes tat ein Übriges. Letzte offizielle Landenteignungen erfolgten noch in der Zeit der Diktatur von Augusto Pinochet (1973–1989). «Die Mapuche unterschrieben Verträge zum Landverzicht. Unter welchen Bedingungen das geschah, möchte ich mir gar nicht vorstellen. Wahr-

scheinlich mit der Waffe am Kopf», sagt Salvador Carmona von der Zeitung *La Cuarta*, einer der wenigen Journalisten Chiles, die häufiger über die Mapuche berichten.

Auch heute drehen sich die Konflikte mit der Regierung zumeist um die Nutzung des Landes, das ursprünglich den Mapuche gehörte. Nur ein Teil davon ist ihnen zurückgegeben worden. Und die Projekte, die auf privatem Grossgrundbesitz oder staatlichen Ländereien vorangetrieben werden, gehen oft über die Bedürfnisse der Mapuche hinweg. Die Medien haben die Richtung des öffentlichen Kreuzzugs bislang kaum geändert. Sie führen ihn heute mit Schweigen.

«Ihr wisst in Europa viel mehr über die Mapuche als wir», sagt Leonardo Fernández. Er steuert sein Auto durch Santiago, einmal quer durch die Stadt gen Süden. Fernández ist auf dem Weg zu einem Familienbesuch. Er ist in Chiles Araukarienregion gross geworden, dem angestammten Gebiet der Mapuche. Doch einen Bezug zu seinen ehemaligen NachbarInnen, den ursprünglichen Bewohnern Südchiles, hat er kaum. «Ich lebe schon zu lange in Santiago. Mir geht es wie den meisten Chilenen, ich höre von den Mapuche nur im Fernsehen, und da wird erdenklich wenig berichtet», sagt Fernández. So kennt man sie bestenfalls in ihrer traditionellen Tracht, im seltensten Fall persönlich und meistens nur aus Schlagzeilen, wenn die Konflikte zwischen Regierung und Mapuche wieder eskalieren. Selbst die Feierlichkeiten im vergangenen Jahr, mit denen Chile sein 200-jähriges Bestehen beging und die Grund genug gewesen wären, sich den UreinwohnerInnen des Landes zu widmen, haben daran wenig geändert.

Nachhaltigkeit, ein Mapuchewert

Chiles Süden, die heute übrig gebliebene Heimat der «Menschen der Erde», wie Mapuche übersetzt heisst, hat sich in

den letzten fünfzehn Jahren optisch stark verändert. Wo einst Urwälder mit dichtem Gestrüpp die Anden bedeckten, ziehen sich heute schnell wachsende Pinien- und Eukalyptusplantagen die Hänge hoch, beides Pflanzenarten, die aufgrund ihres schnellen Wachstums enorme Wassermengen verbrauchen. In der unmittelbaren Umgebung dieser Bäume wächst keine andere Pflanze mehr, die einheimische Vegetation wird verdrängt. «Wir haben mittlerweile ein Wasserproblem hier. Unsere Brunnen sind nicht mehr tief genug», sagt Eleonora Quirúa. Chiles grüne Lunge wird immer ärmer, wie ein Spiegel dessen,



was mit dem ganzen Mapucheland geschieht. Die Machi, die MapucheheiligerInnen, können die Kräuter für ihre Medikamente kaum noch sammeln, denn die wenigen verbliebenen, für sie heiligen, Araukarienwäldern werden in Nationalparks geschützt. «Es ist absurd, dass Pflanzen, die wir einst einzig durch unser Verhalten und unseren Respekt schützten, so durch Fremdeinwirken vom Aussterben bedroht werden, dass sie nun wiederum vor uns geschützt werden sollen – und all das auf einem Gebiet, das einst unsere Heimat war», so Quirúa. Mit dem Wald schwindet auch

Santiago de Chile: Über 5 Millionen Menschen folgten am vergangenen 15. September dem Aufruf zu einem Marsch zur Unterstützung der Mapuche. (Foto asamblea nacional por los derechos indígenas de Chile. blogspot.com)

ein enger Bezug zur Mapuchekultur. Die Vielfalt der Arten dort entsprach der Vielfalt des Lebens, und fast alles wurde genutzt. So setzte sich das Feuer, das immer zentral in den Rukas, den Häusern der Mapuche brannte, aus unterschiedlichsten Holzarten zusammen, aus Canelo, Pito, Aromo, grüne, noch feuchte Zweige. Dem Rauch daraus sprachen die Mapuche heilende Wirkung zu. Heute imprägniert nur der Duft von Eukalyptusfeuer das ganze Land. Er zieht durch die kühle Luft und kündigt die Nähe von Dörfern an.

Die monokulturelle Ausbeutung ihres Landes steht der Weltsicht der Mapuche konträr gegenüber. «Früher gab es hier keine Zäune. Das Land gehörte allen, und wir achteten darauf, dass es im Gleichgewicht blieb. Nahm man an einer Stelle, musste man an einer anderen geben. Jeden Baum, den wir fällten, baten wir um Erlaubnis und Entschuldigung», erklärt Eleonora Quirúa.

Nachhaltigkeit, von Umweltschützern heute mühsam propagiert, war Alltag für die Mapuche. Doch dieses Wissen findet man nur, wenn man ein wenig tiefer gräbt. «Das Schlimmste, was den Mapuche passierte, war ihr Kulturverlust. Von der chilenischen Kultur bleiben sie ausgeschlossen und um ihre eigene Kultur in einem Land zu leben, das diese ablehnt, müssen sie einen trotzigsten Stolz aufbringen, den nicht alle haben. Dazu bedarf es ja eines Grundverständnisses für sich selbst und seine Herkunft, aber schau dich um – viele hausen in armen Hütten, in denen der Fernseher eine ganz andere Realität vorgaukelt als die, die sie leben», erzählt Mario Juaréz, Theologe und Winka, der seit über zwanzig Jahren in Mapuchegemeinden tätig ist.

Es ist der Kreislauf, der sich weltweit wiederholt – entwurzelt, ausgewandert in die Städte nach der Aufteilung ihres Landes, ohne Zugang zu Bildung und Arbeit, dafür Alkohol und Drogen. Ein Klischee, das keines ist. 1992 erklärten

sich in Chile noch über 900 000 Menschen den Mapuche zugehörig. Zehn Jahre später waren es nur noch 600 000.

Aber es ist nur eine Seite der Geschichte. Auf der anderen Seite besinnen sich die Mapuche auf ihre ursprünglichen Werte zurück und rekonstruieren Stück für Stück eine einst reiche Welt. Deshalb sind die Auseinandersetzung um ihr Land nicht nur ein blosser Landkonflikt. «Wir wollen hier kein Museum errichten und so leben wie früher. Wir verändern uns ja schliesslich auch. Aber wir wollen gesunden, und das können wir nur, wenn wir unsere Kultur wieder im Einklang mit der Erde und der Natur leben können», erklärt Francisco Chureo, Nachbar von Eleonora Quirúa und Präsident der Indigenen Gemeinschaft für Gesundheit. Er leitet ein interkulturelles Krankenhaus, in dem Schulmediziner Seite an Seite mit MapucheheilerInnen arbeiten. Es geht um den Versuch, ausgehend von der Erinnerung an die alten Werte die Heilung eines ganzen Landstriches und Volkes anzustossen – die ansässigen ChilenInnen eingeschlossen. «Schliesslich», so Eleonora, «sind wir ja alle eins, und unsere chilenischen Nachbarn sind oft genauso arm und haben die gleichen Probleme wie wir.»

Ein Versuch, der immer wieder empfindlich gestört wird, wenn über die Köpfe der Mapuche hinweg Projekte wie der internationale Flughafen nahe Temuco beschlossen werden. Dort soll das vorhandene Aerodrom als Teil eines Infrastrukturprogramms zur Förderung der Wettbewerbsfähigkeit ausgebaut werden, wofür 16 Mapuchegemeinden umgesiedelt werden müssten. Laut Konvention 169 der Internationalen Arbeitsorganisation, die 1991 in Genf in Kraft trat und von Chile 2008 ratifiziert wurde, müssen nach Artikel 6 die Mapuche um Erlaubnis gefragt werden, «wann immer gesetzgeberische oder administrative Massnahmen, die sie unmittelbar berühren können, erwogen werden», so der Gesetzestext. Das ist nicht

geschehen. Chile war nicht nur eines der letzten südamerikanischen Länder, welche die Konvention 169 ratifiziert hat. Die Umsetzung ist in den vergangenen zwei Jahren bei weitem noch nicht zur Selbstverständlichkeit geworden.

Im Moment gehen aufgrund eines Gerichtsurteils zugunsten der Mapuche die Flughafenplanungen nicht weiter, doch hinter den Kulissen offenbart sich, wie tief die Kolonialisierungsmentalität in Chile noch sitzt. «Der Mitarbeiter O.N. vom Bauministerium erklärte am Flughafenbau interessierten Unternehmern, dass sie aufgrund der Konvention 169 nicht ohne Zustimmung der Mapuche bauen können. Die Diskussion darüber wurde hitzig, und Vorschläge, dann einfach das Gesetz zu ändern, wurde vorgebracht. O.N. betonte, dass dies internationales Recht und nicht einfach zu ändern sei. Die Antwort darauf: Gut, dann gehen wir eben mit Geld zu den Mapuche, und wenn das nichts hilft, mit Waffen», berichtet Journalist Salvador Carmona.

Für die Gesundheit des Landes

Bislang ging Chiles Regierung mit unverhältnismässiger Härte gegen die Mapuche vor. Die ehemalige sozialistische Präsidentin Michelle Bachelet (2006–2010) liess sie vor Militärgerichte stellen, ein rechtliches Relikt aus der Pinochet-Diktatur. Die Militärgerichtsbarkeit wurde nach Ende der Diktatur ausschliesslich gegen die Mapuche verwendet. Verdächtigt als Terroristen erhielten sie keine Akteneinsicht und sassen bis zu einem Jahr in Untersuchungshaft. Die Vorwürfe: Brandstiftung und Besetzungen von Privatbesitz. Durch die Anonymität der ZeugInnen, die das Militärrecht zulässt, wurde nie wirklich erwiesen, was an den Anklagen dran war. Ein über achtzig Tage dauernder Hungerstreik von dreissig Mapuchehäftlingen war die Antwort auf Haftbedingungen, die ihre Anwälte als menschenrechtswidrig deklarierten.

Diese Härte, die vor allem im Ausland für Verwunderung und Empörung sorgte, wurde inzwischen offiziell etwas zurück genommen. Der jetzige Präsident Sebastián Piñera von der rechtsgerichteten Nationalen Erneuerung kündigte einen Runden Tisch an, der bislang allerdings nicht zustande kam, und führte einige wenige Reformen der Militärgerichtsbarkeit durch, so die Abschaffung der Anklage gegen Minderjährige. «Piñera fürchtet um sein internationales Ansehen. Um die Mapuche geht es ihm nicht», erklärt jedoch Salvador Carmona diesen Richtungswechsel. Schliesslich musste der Präsident in seiner Antrittsrede vor der UNO auch über das Vorgehen der chilenischen Polizei und Justiz gegen die Mapuche Stellung beziehen.

Wenig davon dringt bis nach Santiago vor, höchstens die Bilder von Demonstrationen, die mit Wasserwerfern aufgelöst werden. Leonardo Fernández weiss nichts vom Streit über den Flughafen. Er kannte nur den Konflikt um den Staudamm im Fluss Bío Bío, einem der wichtigsten Flüsse für die Mapuche. Der Bío Bío war lange Zeit ihre Grenze zu den von den Spaniern eroberten Gebieten. Als 1997 der Staudamm hochgezogen wurde, überschwemmte er nicht nur das Land mehrerer Mapuchegegenden. Er greift auch massiv ins Ökosystem der Gegend ein. Der Kampf um den Fluss war der erste grosse Umweltkonflikt mit den Mapuche in Chile. Als Fernández nun den Bío Bío überquert, gibt er noch einen Ratschlag. «Es heisst, die Mapuche lassen sich jetzt von kolumbianischen Guerrillas ausbilden, und Ausländer, die mit ihnen zu tun haben, machen sich schnell verdächtig. Also Vorsicht!», warnt er, bevor er den Fahrgast im Mapuchegebiet verabschiedet und weiter fährt zu seiner Familie, die die eigenen Nachbarn nicht kennt.

Antje Krüger ist freie Journalistin aus Berlin und berichtet seit über zehn Jahren aus Südamerika mit Schwerpunkt auf Menschenrechten, sozialen Bewegungen und Umweltschutz in Chile und Argentinien (krueger-antje@web.de).